

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 8 (1904-1905)
Heft: 2

Artikel: Bahnwärters Töneli
Autor: Lienert, Meinrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662477>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Herbstlied.

Nachdruck verboten.

Das Laub der wilden Reben
Verblutend sinkt vom Hag;
Nun laßt die Blicke schweben:
Der König Herbst soll leben,
Der gab so holden Tag!

Des Taues Tropfen glänzen
Wie Schmuck beim Krönungsfest,
Und voller als in Lenzen
Behängt mit Rosenkränzen
Der Dornbusch sein Geäst.

Kings lacht aus dunkelm Laube
Die Frucht so golden hell,
Und dort am Hang die Traube
Sie winkt mir: Komm und raube
Des Herbstes Kronjuwel!

Ein Reifen und Vollenden,
Ein Blüh'n, so weit ich schau;
Als wie von Künstlerhänden
Mit üppigem Verschwenden
Gerüstet, prangt die Au.

Wohlan, laßt uns genießen
Der Stunde Überschwang!
So lang die Ströme fließen
Des Lichts, und Rosen sprießen,
Sei uns nicht winterbang.

Wohl spornt der Tod zur Eile
Schon seines Hengstes Huf,
Schon schärft er seine Pfeile . . .
Verweile, Herbst, verweile,
Der solchen Tag uns schuf!'

[Clara Forrer, Zürich.

Bahnwärters Töneli.

Eine Geschichte von Meinrad Lienert, Zürich.

Nachdruck verboten.

Vor dem kleinen Dorfe Steinbach, an welchem eine Bergbahn vorbeifährt, steht ein größeres Bahnwärterhäuschen. Daran vorbei führt ein Weg aus dem Dörfchen über das Bahngeleise nach dem einsam jenseits der Linie liegenden Bauernhof zum Steinkastengut. Der Weg wird wenig gebraucht, denn die Steinkastenleute gehen selten ins Dörfchen drüben an der großen Landstraße, etwa in die Kirche oder zum Krämer. Der Übergang über das Bahngeleise ist heute noch mit zwei Schiebstangen abgeschlossen, welche die Bauern vom Steinkastengut jedoch ohne weiteres zurückstoßen, wollen sie über den Bahnkörper. Im zerfallenden Wärterhäuschen nebenan führt niemand mehr die Aufsicht. Gras wächst vor der Türe, und die Weiden des Steinbaches und wildes Hagrosengedörr kriechen an den scheibenlosen Fenstern herauf. Ein kleiner Bahnhof ist jetzt weiter oben, ganz in Dorfnähe, erbaut worden.

Vor vielen Jahren hauste hier der Bahnwärter Hannesleb mit seinem einzigen mutterlosen Bublein, dem Töneli. Und drüben im Steinkastengut

wirtschaftete zur selben Zeit der Karlichäpp, ein großer Viehzüchter, zu dem die fremden Viehhändler aus dem Welschland, aus Ungarn und Deutschland kamen, denn er besaß das schönste, raffigste Braunvieh weit und breit. Darum war ihm der Stall noch schier lieber als das Haus, obwohl er dort nebst einem urchigen, abgeschafften Weib ein allerliebstes braunhaariges Töchterlein hatte. Das Anneli war ein wildes, überlustiges Mägdlein, Haus und Hof waren allzeit erfüllt von seinem Lachen und seinem Schreien. Bald hockte es in einem Ahorn und ahmte den Kuckuck also gut nach, daß die Bettler allemal hurtig in den Hosensack langten, um zu sehen, ob noch ein paar Kupferzweier darin seien, denn alsdann mußten sie ja das ganze Jahr Geld in Überfluß haben. Oder es lief bellend hinter dem Vieh her und paßte mit den Ragen um die Wette auf den Erbdäpfeläckern den Mäusen auf. Eines Tages aber mußte es trotz allem Weinen und Zwängen einen Schulsack, worauf ein springender Hirsch gemalt war, umhängen und nach dem Dörfchen Steinbach in die Schule gehen. Wie es nun gegen des Bahnwärter Hannes' eben Häuschen kam, stand am Bahnübergang ein Büblein, hatte ebenfalls einen Schulsack umgehängt und lehnte an dem den Weg absperrenden Schiebbaum. Das Anneli wollte ohne weiteres an dem flachshaarigen Knaben vorbei und unter der Barriere durchschlüpfen; aber da packte er die Kleine und hielt sie zurück.

„Du darfst nicht hindurch“, sagte er, — „der Vater hat es verboten, weil der Zug alle Augenblicke kommen müsse.“

„Schau du, der!“ machte sie schnippisch, „du bist ja gar nicht der Bahnwärter.“

„Das ist gleich, ich darf dich nicht durchlassen, der Vater hat es verboten. Schau, schau, dort raucht's schon, der Zug kommt, der Zug kommt!“

„Meinetwegen,“ antwortete sie, „ich komme schon noch durch, ich.“ Sie wollte wieder durchschlüpfen; er hielt sie mit beiden Händen an ihrem Schulsack fest. „Lassest du mich los, du Mölli!“ freischte sie und ward blutrot im ganzen Gesichtchen, — „oder dann hau' ich dir eins“.

„Ich darf ja nicht, Anneli,“ machte er weinerlich. Nun versuchte sie, ihm auszureißen; er hielt aber fest, und sie kam nicht vorwärts, denn er war größer als sie. Ein böses Feuerlein kam in ihre braunen Augen. Mit einem Male fiel sie über ihn her, biß nach seinen verzweifelt an ihr festhaltenden Händen und kratzte ihn im Gesicht: „Lassest du mich los oder nicht?“ kam es knirschend zwischen ihren blitzenden Zähnen hervor. Und geduldig ließ er sich kratzen und beißen und hielt nur alleweil an ihrem Schulsack fest. Vor Bohn begann sie zu weinen, und er stimmte plärrend ein. Sie hing sich in sein Haar und hätte ihn wohl arg zerzaust, da rissen die Schnüre am Schulsack, und jetzt wollte das Mägdlein unter der Schiebstange durchschlüpfen. Blitzgeschwind konnte er's noch am blauen Röcklein packen und zurückreißen, im selben Augenblick raste donnernd der Eisenbahnzug vorbei. Totenbleich, mit großen Augen starrte ihm das Anneli nach und starrte ihm noch nach, als der

Bahnwärter Hannesleb vom Häuschen her rief: „Was zankt ihr euch dort, ihr Kleinen? Vorwärts, macht, daß ihr einmal in die Schule kommt, es ist Zeit!“ Drüben im Dörfchen läutete die Schulhausglocke.

„So komm, Anneli!“ jagte das Büblein und schaute mit gutmütigen blauen Augen das dem Zug nachstaunende Kind an, — „komm, der Lehrer läutet, ich will dir jetzt aufstun“. Er wollte mit gewaltiger Anstrengung den Schiebbaum zurückstoßen, aber husch — war das Anneli aufgesprungen und unter der Stange durchgeschlüpft.

„Fang mich, Töneli, fang mich!“ Da lief er ihr nach, und wie ein Pfeil schoß sie dorfwärts davon. Bald jedoch ermüdete sie, setzte sich an den Wegrand ins Gras und wartete auf den nachrastenden Knaben. „Komm,“ machte sie dann rasch aufspringend, „wenn du mir nichts mehr tust, so tue ich dir auch nichts mehr.“

„Nein, ich mache dir nichts,“ sagte er.

„So wollen wir einander führen, dann kann man viel hurtiger springen,“ meinte sie und nahm das Büblein an der Hand. So eilten sie zusammen in die Schule. Und von der Schule gingen sie wieder den gemeinsamen Weg heimwärts. „Du,“ sagte der Knabe, als sie Hand in Hand gegen das Bahnwärterhäuschen hinausliefen, — „Anneli, du bist ein schönes.“

„Warum?“ wunderte sie.

„Eh,“ meinte er, — „weil du so ein kugelrundes Köpflein hast.“ Sie lachte. „Und du bist ein Wüster,“ sagte sie. „Warum?“ fragte auch er meinerlich. „Eh, weil du so viel Lappen auf den Hosen und im Kittel hast.“ Er besah mit traurigen Augen sein rundum geflicktes Gewand. „Ich hab dich aber gleich gern,“ sagte sie, „weil du so schön still gehalten hast, wie ich dich heute und weil ich sonst unter den Wagen gekommen wäre.“

„Jetzt wärst du tot,“ meinte er.

„Ja, jetzt wär' ich tot,“ bestätigte sie, — „möchtest du tot sein?“

„Ja,“ machte er schier freudig, „weil ich arm bin.“

„Warum?“ fragte sie verständnislos.

„Eh, weil ich arm bin und die armen Leute in den Himmel kommen, wo sie reich, reich werden.“

„Ist's wahr?“ Sie sah ihn schier neidisch an.

„Ja, der Vater sagt es, die Mutter sei jetzt auch so reich und glücklich, seit sie's überstanden habe.“

„Auch so reich?“ machte sie sinnend und nahm den Finger ins Mäulchen.

„Was hat sie denn überstanden, deine Mutter?“

„Ich weiß es halt nicht, der Vater weiß es.“

„So komm, Töneli, komm geschwind, wir wollen ihn fragen gehen.“ Sie ergriff ihn bei der Hand und so stob das Pärchen mit fliegenden, flirrenden Schulsäcken dem Bahnübergang zu.

Von dem Tage an gingen sie täglich mitsammen zur Schule und wurden unzertrennliche Weg- und Spielgefährten. Er ging zuweilen auf den großen Bauerhof zu ihr hinüber, aber meistens trieben sie sich zusammen beim Wärterhäuschen herum, schlüpften durch die Weiden und spielten am daran vorbeifließenden Steinbach. Sie war immer der Anführer und Befehlshaber und er fügte sich willig ihrer Oberherrlichkeit, obwohl es ihm oftmals schwer wurde, ihr zu gehoramen. Sie war gar ein wildes, launiges Ding und machte weder mit Mensch noch mit Tier viel Federlesens, weil sie dafür hielt, alles was esse, trinke, fliege, laufe und krieche sei besonders für ihre Verkürzweilung erschaffen worden. Bei keinem Spiele mochte sie sich lange aufhalten. Spielten sie Versteckens und fand sie den Knaben nicht allsogleich, so fing sie zu schreien an: „Ich mache nicht mehr, nein, mit so einem, den man gar nicht find't, tue ich nicht mehr!“ Und machten sie Fangis, so wurde sie zornig, gelang es ihm, sie zu haschen, tat sie wie wild und biß und kratzte um sich, wie eine kleine Wildkatze, daß das Büblein oftmals übel gezeichnet nach Hause lief. Aber er ließ sich immer wieder auf dem Schulweg versöhnen. Nur zu den landesüblichen Grausamkeiten der Kinder gegen hilflose Tierchen ließ er sich nicht verleiten, was sie also ärgerte, daß sie's erst recht schlimm trieb. Ihr wollte es nicht eingehen, wie ein Bub mit so abscheulichen Tieren, wie z. B. mit Kröten noch so zimperlich umgehen konnte. Raum war der Schnee geschmolzen, so forderte sie ihn allemal auf: „Komm Töneli, wir wollen zum Weiher gehen und Kröten bretteln.“ Er weigerte sich immer, ging aber doch mit und flehte um Erbarmen für die armen Tierchen. „Du Dummer du!“ lachte sie ihn dann aus, — „Die Kröten muß man doch gewiß töten, sie sind ja giftig.“ So legte sie ein Brettchen auf einen Zaunpfahl am Weiher, setzte eine Kröte auf ein Ende und schlug also mit einem Stock auf das andere Ende, daß das Tier hoch in die Lüfte flog und tot ins Gras plumpste. Auf diese grausame Art überbrettelte sie den halben Weiher leer. Der Töneli stand jeweilen dabei und warf die toten und halbtoten Geschöpfe wieder ins Wasser zurück. Sie aber ging heim und meldete triumphierend, wie viele Kröten sie wieder gebrettelt habe, was allemal schmunzelnde Anerkennung am Tische des Bauern fand. Auch auf den Groppenfang machte sie sich fleißig, hob die Steine im Bach und sammelte mit einer rostigen Gabel die hervorschießenden Groppen in ein künstlich angelegtes Weiherchen. Der Töneli mußte ein Feuer anmachen und die Groppen wurden, eine nach der andern bei lebendigem Leibe hineingeworfen. „Hörst du, wie sie singen?“ machte sie, wenn es knisterte im dürren Holz, und beide sträubten die Ohren und horchten, meinten es im Feuer wunder wie schön singen zu hören. Beim Fröschenfang hingegen half er getreulich mit, denn davon konnte er dem Vater manchen Bazen heimbringen; das Abeinanderschneiden der Frösche mußte nun einmal sein, sonst konnte man sie ja nicht an die Weidenruten reihen. Oftmals fingen sie auch Heuschrecken und Schnecken. Die weißen Schnecken waren die Kühe, die schwarzen die Stiere und die Heuschrecken die Rösse. Den

Schnecken ging es nicht immer gut, wollten sie die Hörnchen nicht strecken und den Heuschrecken gar übel, gaben sie das verlangte Heilöl nicht: „Heustöffel gimmer äs Mümpfeli Öl!“ Sonst auch brachte die Kleine den willigen Gespielen zu allerlei Besonderheiten. So veranlaßte sie ihn einst im Vorfrühling, als [der Schnee noch strichweise lag, in einem aus geschmolzenem Schnee gebildeten Tümpel zu baden. Sie entledigten sich also ihrer paar Fehen, gingen erst zögernd, dann mutig ins Wasser und bald tummelten sie sich darin herum, wie ein kleines Nixenpärchen. Sie bespritzten sich lachend, und sie wollte ihn durchaus den Fröschenschwumm lehren und kletterte, links und rechts um sich patzend, im Tümpel herum. Sie konnten es nicht begreifen, als der Bahnwärter mit einem Stocke dahergesprungen kam, was er so eilig bei ihnen zu suchen habe, und höchst entrüstet berichtete das Anneli am Abend zu Hause, wie der Bahnwärter Hannes' sein Büblein mit einem Scheit geschlagen habe, bloß weil sie zusammen den Fröschenschwumm haben lernen wollen. Freilich selbiges mal geriet es beim Bauern auch nicht gut an. Er versuchte, ihr mit einer Rute die Augen über die menschliche Nacktheit zu öffnen.

Eines Tages brachte sie ihren Schulgefährten fast ums Leben. Sie wollte durchaus Hochzeit mit ihm halten. Zu diesem Zwecke rief sie ein paar am Wald ihres Heimwesens lagernde Fekerfinder zusammen. Hinter einem Weidgaden schmückte sie sich hochzeitlich; indem sie sich ein Kränzlein von Efeu auf das wilde Braunhaar legte und Walddrosen hinter die Ohren steckte. Der Töneli mußte den Kittel verkehrt umlegen und gelbe Dotterblumen zwischen den nackten Behen tragen. Mit etwas Kohle vom Lagerfeuer der Feker aber hatte sie ihm einen großen Schnurrbart gemalt. Die Fekerfinder trugen als hoffärtige Hochzeitshüte Huflattichblätter auf den zerzausten Köpfen, und also setzte sich der Hochzeitszug unter dem Geig eines sehr eintönigen Hochzeitsmarsches, den ein Mägdlein auf einem Haselnußblatt blies, in Bewegung. In den Händen trugen alle Kinder brennende Späne, nur Braut und Bräutigam hatten zwei brennende und tropfende Kerzenstümpfchen. So zogen sie um den Weidgaden und stiegen durch das offene Tenntor die lange Leiter hinauf auf den Heuboden und sangen vor sich hin, was sie den Alten abgelauscht haben mochten: „Liberanos, Domine! D'Wieber wend d'r Toni neh!“ Und ferner: „Es lütet Mittag, dä Wiebre is Grab, dä alle is Fäffüür, dä junge uf d' Heuschüür.“ — „Nun find wir Mann und Frau, Töneli“, sagte das Mädchen, wie sie alle droben waren: „Jetzt mußt du mir ein Küßlein machen.“

„Nein“, machte er scheu lächelnd, „das tu ich nicht, sonst rufen mir die Buben Maitliriecher.“

„Du Dummer“, meinte sie, „das ist doch gleich, mach' mir jetzt eins, sonst tue ich nicht mehr mit.“

„Ich tät dir schon eins machen“, sagte er nun — „aber weißt Anneli, es ist eine Sünde, wenn man den Mägdlein Küsse macht.“ Eine Sünde? — Alle standen starr vor Schrecken und machten große Augen. „Ja“, redete eifrig

das Büblein, — „weiß, am Sonntag mußte die große Magd des Franzkarsch in der Kirche vor allen Leuten hinausknieen, weil ihr der Knecht ein Küßlein gegeben hat, sagt der Vater, und da haben ihr die Klosterfrauen ein kleines Kindlein gebracht.“ Alle standen entsetzt da. Das Anneli aber hatte ein Weilchen nachgesonnen, dann lachte es auf einmal und sagte, seinem Bräutigam eine lange Nase machend: „Gigi, gigi, schau du, der! Das ist ja gar nicht wahr, meine Mutter macht dem Vater oft am Abend viel, viel Küßlein und hat doch noch gar nie herausknieen müssen. Gigi, gigi!“ Jetzt lachte alles erlöst auf: Ja, des Annelis Mutter hatte noch nie herausknieen müssen. „Willst mir jetzt eins machen?“ fragte sie resolut. „Nein“, sagte er weinerlich — „der Liebgott sieht's.“

„Meinetwegen“, machte sie, packte ihn um den Hals und biß ihn in die Wange, daß er laut aufschrie. Da sprang sie davon, warf ihr Kerzenstümpfchen weg und fuhr häuchlings die Leiter hinunter. Die Ferkinder fürchteten, nun werde sich der Knabe an ihnen rächen und rutschten, ihre brennenden Späne fortzuschleudernd, der Kleinen nach. „Ich tu' nicht mehr!“ rief eins. „Ich auch nicht!“ das andere. Im Hui ging's abwärts. Von dem raschen Herabhaften kam aber die Leiter ins Rutschen und fiel polternd ins Tenn hinunter, also daß dem Töneli der Abstieg verwehrt war. Weinend wollte er sich nach dem Heuloch machen. Da zuckte ein Flämmchen vor ihm auf und dann noch eins, eine Rauchwolke stieg aus dem Heu und mit einem Male flammte ein gewaltiges Feuer vor dem entsetzten Büblein auf. Rasch wie eine Haselmaus fuhr er ins Heu, konnte aber in der Todesangst das in den Stall gehende Trüschiloch nicht finden und jagte wieder auf den Heuboden zurück. „Anneli, Anneli!“ lärmte er, „hilf mir, hilf mir!“ Aber das Mägdlein war nach Hause geeilt und die Ferkinder nach dem Walde hinauf. Jetzt meinte das Büblein sterben zu müssen, es wagte nicht mehr über das rauchende und flackernde Heu zu laufen und maß mit Todesangst in den Augen die Höhe vom Tenn bis zum Heuboden. Da kamen eilige Schritte gegen den Gaden, ein paar „Fürrio!“ ertönten und bald wurde die Leiter wieder angelegt. Der Bauer Karlichäpp stieg herauf und fand den wimmernden, halb ohnmächtigen Töneli auf dem Heuboden. Schrecklich fluchend, trug er ihn hinunter und drunten prügelte er das Büblein mit einem Heuseil durch, bis es bewußtlos in seinen Armen zusammensank, denn der Töneli hatte auf des Bauern grimmige Frage, wer das Feuer angemacht habe, ob er es gewesen sei, kein Wort geantwortet und nur die Zähne trotzig ineinander verbissen. Da hielt der Bauer ihn für den Brandstifter, umsomehr, als das Büblein noch ein ausgelöschtes Kerzenstümpfchen in der Hand trug. Der Weidgaden brannte nieder und der Töneli wurde halbtot dem Bahnwärter Hannesseb ins Häuschen getragen und auch dort noch geschlagen. Seit jenem Brande durfte das Anneli nicht mehr zum Bahnwärterhäuschen spielen gehen, noch wagte der verschüchterte Knabe es jemals auf dem Steinfastenhof zu besuchen. Wohl aber gesellte er sich auf dem Schulweg immer

wieder zu der Kleinen und ließ sich von ihr weiter tyrannisieren, soviel sie mochte. Und wie sie in der schulfreien Zeit nie mehr zu ihm in das heimelige Weidengestände am einsamen Wärterhäuschen kommen wollte, schlich er sich fast alle Tage einer langen Haselhecke nach gegen das Steinkastengut oder kroch durch den wasserarmen Steinbach hinauf in die Nähe des Bauernhauses und blieb stundenlang dort lauern, um des Annelis wildes Spiel und Gelärme zu belauschen. Eines Tages aber ward er aus der Schule entlassen, mußte von nun an seinem Vater helfen und kam kurze Zeit nachher als Aushilfe in den Güterschuppen einer weitentfernten Bahnstation.

Jahre vergingen. Da starb plötzlich der alte Bahnwärter Hannesleh, und freudig nahm sein Sohn, der Töni, die ihm angebotene, verwaiste Stelle im Bahnwärterhäuschen am Steinbach an. Tage und Tage lang wartete er am Bahnübergang und dachte immer, sah er ein Weibsbild gegen seine Behausung kommen: jetzt kommt gewiß das Karlichäppen Anneli. Aber er harrete und hoffte umsonst.

Eines freien Nachmittags litt es ihn nicht länger in seinem Häuschen. Er schlich sich, sorglich Umschau haltend, ob ihn auch niemand sehe, der Haselhecke entlang und hinüber zum Steinkastenhauß. Den ganzen Nachmittag bis in die Nacht hinein lag er hinter dem Busch. Er hörte wohl den Karlichäpp schimpfen und sah die Bäuerin mit Saupreise vom Hause in die große Stallung gehen, aber vom Anneli keine Spur. Mißmutig ging er heim, und da vernahm er von seiner Ablösung, daß des Karlichäppen Maitli schon lange ins Welschland gebracht worden sei, wo sie eine Base habe. Von da an tat er seinen Dienst zwar gewissenhaft und pünktlich, aber er nahm ein mürrisches Wesen an, das an dem sonst so heitern, gutmütigen Burschen jedermann auffiel. Nur wenn der alte Karlichäpp gegen das Wärterhäuschen kam, heiterte sich sein träumerisches, schwermütiges Gesicht auf und er suchte mit dem Alten irgend ein Gespräch anzuknüpfen oder ihm behülflich zu sein, wenn er mit ungesangenen Vieh über das Geleise fuhr. Das wunderte den Bauer umsomehr, als er wohl wußte, wie wenig der arme Bursche Ursache hatte, gerade gegen ihn freundlich zu tun; es mußte dem doch noch im Gedächtnis sein, wie er ihn einmal fast totgeprügelt hatte, eines Brandes wegen, den doch, nachträglichen Aussagen zufolge, sein eigenes Töchterlein angestiftet hatte. So mochte ein Jahr vergangen sein. Eines Tages nun, wie eben der Zug donnernd am Bahnwärterhäuschen vorbeigerollt war, trat der Bahnwärter Töni wie immer zum Bahnübergang, um ihn zu öffnen und also die schweren Schiebstången zurückzustößen. Er hörte wohl Schritte hinter sich, achtete jedoch nicht viel darauf; der Karlichäpp ist es nicht, dachte er, mag ein Bub sein, der ins Dörfchen zum Krämer will. Aber schier entsetzt fuhr er auf.

„Lassest du mich jetzt hinüber, Töni, oder muß ich wieder unten durchschlüpfen?“ hatte es plötzlich neben ihm gefragt. Und wie er sich umwandte, stand vor ihm des Karlichäppen Tochter, die Anni, gewachsen wie ein Tann-

großen, mit einem Busen wie ein lebendiges Altärchen und mit lachenden Augen, wie ein Nest voll junger Lerchen. Das Haar aber flatterte nicht mehr wild um ihren Kopf, es war glatt gekämmt wie ein braunes Binsfeld, und nur um die Ohren guckten noch ein paar gelöste Löckchen, wie die Schweifbüschelchen flüchtender Eichhörnchen. Unwillkürlich griff er an die Mütze. „Ja, Jungfer, freilich, so oft ihr wollt,“ antwortete er und sah sie verlegen und hocherrötend an. „So seid ihr also heimgekehrt, wie's scheint?“

„Ja, Töni,“ machte sie und schaute ihm fest in die schüchternen blauen Augen, — hast du mich denn noch nicht vergessen? Gelt, es war noch eine schöne Zeit, als wir zusammen in die Schule gingen und in den Weiden und Erlen herum Fangis und Versteckens spielten.“

„Ja, ja, das war eine schöne Zeit,“ sagte er, träumerisch in die Ferne blickend, — „eh,“ fügte er scheu lächelnd bei, „halt wie's im Liede heißt: Schön ist die Jugendzeit, sie kommt nicht mehr.“

„Wer weiß,“ — machte sie gedehnt und schaute ihn mit ihren braunen Augen seltsam an, daß es feuerheiß in seine Stirne stieg, — „es heißt im Liede auch: Du, du liegst mir im Herzen, du, du liegst mir im Sinn.“ Er atmete schwer und sah nicht, wie ein spöttisches Lächeln um ihren Mund zuckte und wie der Schalk aus ihren Augen lachte. „Ja,“ sagte er und schob mit abgewandtem Gesicht eine Stange zurück, — „und es heißt im Liede auch: Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, wie heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß. So jetzt, Jungfer, könnt ihr passieren, der Weg ist frei.“ Er sah treuherzig zu ihr auf und versuchte zu lächeln, es ward aber schier ein Weinen daraus. Sie bot ihm die Hand, drückte die seine ein wenig und schritt dann, mit einem verlockenden Lächeln in den Mundwinkeln, über das Geleise. „Adieu Töni!“ sagte sie, „hab' kurze Zeit und auf Wiedersehen. Du mußt mir jetzt den Stangen noch manchmal aufstun, denn jetzt bleib' ich zu Hause.“

„Ich tu's gern, Anni, ich tu's gern,“ gab er halblaut zurück. Er wollte noch etwas sagen, doch er verschluckte es: „Adieu wohl!“ Die hochgewachsene Maid schritt, ohne sich umzusehen, dem Dörfchen zu.

Doch sie kam wieder. Sie kam Sonntags mit ihrem Vater, dem Karlihäpp und mit ihrer hochnäsigen Mutter, der Mariseba, um nach der Dorffirche zu gehen, und auch manchmal während der Woche stand sie am Bahnübergang, und wie zufällig hatte der Töni fast immer vergessen, die Stangen zurückzustoßen, so daß der Übergang gesperrt erschien. Da eilte er denn rasch herbei, und während er ihr öffnete, plauderten sie zusammen, von niemand beachtet, denn dort war die Bahnstrecke von den Weiden und Erlen des Steinbaches fast vollständig verdeckt. Manche Viertelstunde standen sie erst dort zusammen und redeten wie andere Leute, von Kauf und Lauf. Dann kamen sie auf das Werden und Sterben im Dorfe zu sprechen und endlich auch auf die Heiraten. Und da wagte er sie schüchtern zu fragen, ob sie etwa schon einen Schatz habe. Er fand

es ganz Selbstverständlich, daß sie mit nein antwortete, hätte sie ja gesagt, er wäre vor Schrecken gestorben. Sie war sein, das wußte er, wie hätte sie ihn sonst mit so heißen Augen ansehen und so lieb zu ihm reden können. Nein, nein, er war sicher vor Gott und Welt, sie hatten beide einander heimlich lieb, und wenn er auch erschrak beim Gedanken, was wohl die Steinkasten-Alten dazu sagen würden, vernahmen sie's, — so sann er denn doch nicht viel nach und dachte, es werde sich wohl machen, wenn zwei einander recht lieb haben, trenne sie ja doch nichts auf der Welt. Eines Abends, als sie wieder beisammen an der Barriere standen und das Läuten der Betglocke vom Dorfkirchlein herüber mit dem Jubel der aus dem Ried steigenden Lerchen den dämmernden Himmel erfüllte, konnte er seine glühende, überströmende Liebe nicht länger unter gleichgültigen oder schüchtern anspielenden Redensarten verbergen. Er hieß sie ein wenig ausruhen auf dem Bänklein vor dem Wärterhäuschen, denn sie trug einen schweren Korb auf dem Kopf. Wie sie nun so beisammen saßen und der weiche Abendwind über die Weiden strich, tastete er zitternd nach ihrer Hand und sie entzog sie ihm nicht. Da faßte er ein Herz und gestand ihr erst mit verlegenem Stottern, dann, als er sie freundlich lächeln sah, hastig und mit hochroten Wangen, blaue Feuerlein in den Augen, wie er sie über alles in der Welt liebe und wie er ohne sie lieber ein gottverlassenes Tier sein wollte, als der reichste Herr auf Gottes Erdboden. Sie hatte ihm ruhig zugehört und regte sich nicht. Ihre Augen waren halbwegs geschlossen, nur ein weiches Glänzen war unter den langen schwarzen Wimpern, und um den Mund ging ein unbestimmtes Lächeln, halb wie lachender Spott, halb wie jauchzende Seligkeit. Wie er sein so lange zurückgehaltenes Geständnis beendet hatte und schier erschrocken zu der wie im Halbschlummer dastehenden Anni aufsaß, lachte sie plötzlich überlaut auf, packte ihn ungestüm um den Hals und fragte: „Willst du mir jetzt ein Küßlein geben, Töni?“ ... Ob er wollte! Seine Augen leuchteten wie sternengleiche Sonnwendfeuer in ferner Nacht, aber er rührte sich nicht, er wagte nicht sie zu küssen. Da umhalste und küßte sie ihn mit einemale, als hätte sie ein Gelübde getan, ihn tot zu drücken, oder als wäre ein Herodes erstanden, der das Küßten nächstens verbieten würde. Die blaue Mütze fiel ihm vom Kopf und nun packte ihn die Leidenschaft und er schmagte sie also ab, daß ein paar Wildenten entsezt aus den Silberweiden aufschossen, meinend das Ried sei voll Schützen und es werde eine Treibjagd auf sie abgehalten. Aber plötzlich fuhr der Bahnwärter auf, ein Rollen war auf dem nahen Geleise, ein Schnauben in der Luft, — er riß sich aus den Armen der wilden Anni und jagte, den Signalstab vom Boden aufgreifend, an die Barriere. Wie er zurückkam, war sie verschwunden, nur ihr blauer Rock leuchtete noch hin und wieder durch die Erlen, die den Weg nach dem Steinkastengute säumten. Voll von unsagbarem Glück, berauscht von Seligkeit, setzte sich der Töni auf das Bänklein an der Hütte. Einen Augenblick wenigstens mußte er vom Glückseligsein ausruhen, es lastete zu schwer auf ihm. Träumend staunte er nach den fernen, über die Stauden hereindäm-

mernden Bergen, dann sprang er auf, um die Bahnlinie zu begehen; schweratmend hob er den Kopf und jauchzte eins in den Himmel hinein. Von nun an fanden sie sich gar oft auf dem Bänklein vor dem Häuschen zusammen und küßten sich und herzten sich und er ward nach und nach redselig, je schweigsamer sie wurde. Erst fiel es ihm nicht auf, daß sie immer stiller wurde, wenn sie bei ihm saß und daß sie sich ängstlich umsah, wenn er sie küßte und entsezt aufschloß und davon hastete oder sich im Gestäude versteckte, brauste der Zug daher oder ließen sich Schritte hören. Erst als sie immer seltener kam, ward es ihm auffällig und gar, wie er seinen Schatz eines Tages weit oberhalb des Bahnüberganges flink und verstohlen wie ein Wiesel über die Bahnlinie huschen sah, gab es ihm einen Stich ins Herz, er wurde totenbleich und machte selbigen Abend seinen Dienst stumm und in beängstigende Träume versunken wie ein Nachtwandler. Als er sie über ihr seltsames Gebahren und über ihre seltener werdenden Stellbichein nächsten Abend zur Rede stellte, errötete sie flüchtig, etwas wie ein böser Trotz spielte einen Moment um ihre Augen. Dann aber sagte sie mit lächelndem Munde: Sie habe gemeint, der Vater komme vom Dörfchen her, darum sei sie schnell über das Geleise gelaufen und kommen könne sie nun so wie so nicht mehr so viel, sie glaube, der Vater merke etwas, und zudem habe sie jetzt so viel zu tun. Er glaubte ihr aufs Wort und erst als sie gleich wieder fort wollte und ihn nicht einmal küßte, zog er die leicht Widerstrebende aufs Bänklein und beschwor sie, ihm doch zu versichern, daß sie ihn immer noch so heiß liebe, wie jenes erstemal, da sie ihn so wild umhalsst habe, und daß sie ihm ewig treu bleibe, wie sie so heilig versprochen habe. Er glaube ihr ja freilich alles, alles und ließe sich eher lebendig begraben, als daß er jemals an ihrer Treue einen Zweifel aussprechen täte, er verlange es nur, um aus ihrem Munde wieder einmal zu hören, wie lieb er ihr sei. Sie sagte nichts, hatte die Augen geschlossen und ein seltsames Lächeln geisterte um ihren Mund. „Gelt, das tußt du mir, gelt Anneli, Schatzeli, du schwörst es mir, daß du mich ewig lieb haben willst und mir nie untreu wirst?“

„Ach, so drück mir doch die Hand nicht so“, machte sie ausweichend, „ich muß jetzt gehen, es könnte jemand kommen.“

„Das mußt du mir, das mußt du mir schwören!“ drängte er und sah sie mit großen, leidenschaftlichen Augen an. Sie tat die Augen nicht auf und etwas wie Spott zuckte in ihren Mundwinkeln: „Du willst immer so verrücktes Zeug“, meinte sie. „Anneli, Anneli“, machte er erschrocken, „du bist heut' so böß, bist gar nicht mehr die gleiche. Schwör' mir's, schwör mir's!“ Schritte kamen vom Dörfchen her. „Herrgott, Herrgott!“ rief sie halblaut und fuhr auf — „laß mich doch einmal gehen, es ist ja schon ganz dunkel, ich will nicht, daß mich noch der Vater hier sieht.“ Sie wollte sich losreißen, er hielt sie mit eiserner Faust am Handgelenk fest. „O o, du Narr!“ ächzte sie, „du tußt mir ja weh, jetzt laß mich einmal los, sag' ich! Jeses, Jeses, jetzt ist's aber höchste Zeit, jetzt laß mich, du“ Sie hatte ein böses Wort auf der

Zunge. Die Schritte näherten sich rasch. „Ich lasse dich ja gerne los, Anneli, Schatz!“ flehte er schier weinend — „nur sei doch nicht mit einemmal so böß und schwör’ mir’s, schwör’ mir’s!“ Sie rangen miteinander, alle Augenblicke konnte jemand über den Bahnübergang kommen. Keuchend hielt sie inne und sagte mit einem wilden, höhnischen Zug ob dem Munde: „So schwör’ ich dir, ich will dir treu bleiben, so lang du willst, die brandroten Sterne dort oben sollen mir aufs Kleid fallen und mich verbrennen, wenn ich dir jemals untreu werde. Mira*), mira, aber jetzt laß mich!“ Aufatmend, wie aus einem schweren Traume, ließ er sie los, sein Gesicht ward heiter, und als die Schritte nahe waren und der hochgewachsene Dorfkrämer, der Franzdomini, ein noch junger Witwer, den Bahnübergang betrat, war sie in den Erlen am Steinkastenwege spurlos verschwunden. Vor dem Krämer hätte sie nicht so auszureißen brauchen, dachte er, der würde gern geschwiegen haben, selbst wenn er sie gesehen hätte, denn die Steinkastenleute waren ihm eine gute Rundschaft und auch ihn mochte der Krämer wohl leiden, immer redete er ihn freundlich an, ging er abends etwa auf das Steinkastengut hinaus, um mit dem verwandten Alten einen Faß zu machen. Betroster machte er sich auf die Bahnlinie.

Andern Abends saß der Bahnwärter Töni wieder auf dem Bänklein vor seinem Häuschen, der Zug mußte jeden Augenblick kommen. Etwas müde von der Hitze und den Anstrengungen des Tages, lehnte er sich an die geschindelte Hüttenwand zurück und las mit schläfrigen Augen in einem Amtsblattabrisß, darein ihm der Wirt im Dörfchen eine Wurst gewickelt hatte. Erst die Geburten, dann die Todesfälle und jetzt die Eheverkündigungen. Plötzlich fuhr er auf — die Mütze flog an den Boden, freidebleich wurde sein Gesicht, und zwei Augen starrten entsetzt auf das feuchte, bedruckte Blatt, als schauten sie in die Hölle hinein: „Jeser, Maria und Sankt Josef!“ Der gurgelnde Aufschrei eines Ertrinkenden — und der Bahnwärter fiel polternd auf das Bänklein an der Wand zurück. Eben brauste der Zug heran. Und als der Bahnwärter nicht wie gewohnt an der Barriere stand, fuhr der Zug langsamer, hielt endlich und bald eilten ein paar Kondukteure auf den ohnmächtigen Burschen vor dem Häuschen zu, und die trugen ihn sorglich hinein auf sein Bett. Offenbar war der sonst so pflichttreue Bahnwärter von der entsetzlichen Hitze und dem Dienst ermüdet und ohnmächtig geworden. Gleich darnach rastete der Zug wieder weiter. Wie nun der Töni aus seiner schweren Ohnmacht erwachte, da schien er alles um sich her vergessen zu haben, er starrte nur immer auf das Papier, das er noch krampfhaft in der Hand hielt und worauf unter den Eheverkündigungen zu lesen stand: „Franz Dominik Holzer, Negotiant, mit Anna Steiner, Steinkastenhof.“

Als die Anni am nächsten Abend vom Dörfchen her gegen den Bahnübergang kam, einen Korb am Arme tragend, da war die Barriere geschlossen, denn es mußte bald ein Zug kommen. Sie wartete einen Augenblick, meinend,

*) Meinetwegen.

der Töni werde, wie gewohnt, freudig aus dem Häuschen springen, die Stangen vor ihr zurückzuschieben, aber niemand ließ sich blicken. Da ging ihr ein Licht auf, sie wurde über und über rot: Also mußte er's. Umso besser, einmal hätte er's doch vernehmen müssen, dachte sie. Was sich der Narr nur einbilden mochte — er dürfte doch wohl zufrieden sein, daß sie aus alter Anhänglichkeit und um seiner schönen blauen Augen willen, gerade ihn zu ihrem Zeitvertreib nahm. Er hatte sich doch wahrhaftig dabei auch nicht übel befunden, es trifft allweg nicht jedem Bahnwärter ein tausend Wochen altes Maitli zur Kurzweil. Wie konnte denn der Träumer so einfältig sein, sich einzubilden, sie werde ihn heiraten, ihn, einen blutarmen Habenicht's. Der Narr der! Der durfte wohl zufrieden sein, sie hatte ihn mehr verführt, als ihren künftigen Mann, den Witwer Franzdomini, der sie doch in ein nagelneues Haus und in eine gute Leitung mitten hineinsetzte. So ein Gesel, wie dieser Töni! Was konnte sie dafür, daß er ihr verleidet war, zum sterben verleidet mit seinem ewigen: Gelt, du hast nur mich lieb, gelt, du bleibst mir immer treu? — Hätte er doch lieber das Handeln besser verstanden, der Traumnarr, als das Reden, das dumme, langweilige Nebeneinanderhocken war ihr verleidet, sie war kein Blumenstöcklein, das steht, wo man's stellt. Wär' er klüger gewesen und hätte mit ihr ein bißchen Jagd gespielt in den Erlenstauden herum, so würde sie's noch ein Weilchen bei ihm ausgehalten haben. Aber so ein plauderhafter Brunnenstock! Nein, es war zu dumm, kränkt sich nun noch und macht den Kopf — was glaubt denn der Erlenvogel? — Sie setzte ein troziges Mäulchen auf, schlich mit einem bösen Blick unter den Schienenstangen durch und lief, erzürnt über den ungalanten Bahnwärter, der ihr gegenüber noch den Gefränkten spielen wollte, heimzu. Wie sie nach ein paar Tagen wieder unter strömendem Regen aus dem Dörfchen heimwärts lief und ihre Schritte im aufgeweichten Wege nicht zu hören waren, blieb sie plötzlich erstaunt am offenen Bahnübergang stehen — aus dem Bahnwärterhäuschen kam ein lautes, schwermütiges Singen: „Han am ene Ort es Blüemli g'seh, es Blüemli rot und wyß, fällt Blüemli g'sehni nümme meh, wie tuet's mer au im Härz so weh, jo mir im Härz so weh. O Blümeli mi, o Blümeli mi. . . .“ Der Gesang verstummte plötzlich, sie hatte ein paar Schritte über den Riez des Bahnüberganges getan. Noch ein Weilchen lauschte sie, aber wie alles still und stumm blieb um sie her und nur der Regen unablässig niederflatschte, verzog sie mit einemmale höhnisch den Mund und machte eine lange Nase gegen das Häuschen. Im selben Augenblicke knarrte die Türe, sie schoß errötend davon, und als sie endlich aufatmend etwas langsamer ging und verstohlen rückwärts schielte, sah sie den Bahnwärter Töni noch immer an der Hüttentüre stehen, die schwermütigen Augen regungslos auf sie gerichtet. Da drehte sie sich, pfiff ein Schelmenliedchen und schritt hochaugerichteten Hauptes den Heimweg weiter.

Ein wundervoller Sommermorgen ging über das Dörfchen Steinbach auf. Die Sonne sah aus wie ein goldener Birchbesen, der einmal wieder mit dem

Erdenelend und Erdenstaub lüchtig aufräumen will und über das Dach des Bahnwärterhäuschens am Steinbach hinweg, schossen wie schwarze Pfeile die Schwalben. Neben dem niedrigen Häuschen stand der Bahnwärter Töni, beschattete mit der Hand die Augen und schaute erst verwundert den Steinkastenweg hinauf. Auf einmal aber wich alles Blut aus seinem Gesicht und die Augen zuckten todmatt, wie kleine blauflüglige Falter, die sich in ein Firnfeld verloren haben. Er hörte das Lachen der Hochzeiterin: Es ward ihm zum Sterben; am liebsten wäre er in sein Häuschen hineingestürzt, um sich wie ein sterbender Vogel in irgend einen Winkel verkriechen zu können. O dies Lachen! — Das weinende Echo war in seinem Herzen! Doch er mußte auf seinen Posten. Verzweifelt blickte er auf seine Sackuhr, es gab kein Erbarmen, er mußte vorwärts, alle Augenblicke konnte der Eisenbahnzug um den Rank in den Weiden rollen. Langsamen Schrittes, als hätte er Zentnersteine an den Füßen und stier in den Boden blickend, schritt er auf den Bahnübergang zu. Der Hochheitszug schien sich zu beschleunigen. Ob er ihn wohl noch durchlassen durfte? Er schaute nach der Uhr. Ein Stich fuhr ihm ins Herz — nein, er durfte es nicht wagen, ihr Leben zu gefährden, ewig nicht. Sie wird ihm nicht zürnen, wenn sie an die Barriere kommt. Schritte gingen, lachende Stimmen erfüllten den Tag — der Hochheitszug stand hinter ihm. „Mach doch auf, Töni!“ sagte der Hochzeiter zu dem stramm mit dem Stab im Arm an der Schiebstange stehenden Bahnwärter, „kommt denn grad ein Zug?“

„Ja“, gab der Angeredete kurz zurück.

„Wir werden schon noch hinüber mögen“, meinte der Hochzeiter — „man hört ihn ja noch gar nicht, tu' auf, Töni!“

„Nein“, machte der, ich tät's wohl, aber ich darf nicht, der Zug muß jede Sekunde um die Bachbiegung schießen, es gäb' ein Unglück.“ Mit bösem Blick schaute die Braut auf den Bahnwärter, sie war zündrot geworden vor heimlichem Ingrim. Der wagte es, sie zurückzuhalten. — Sie wußte wohl, es geschieht ja doch nur aus Haß und um sie zu kränken. „Bahnwärter“, sagte sie mit schneidend kalter Stimme, daß sie ihr Witwer erstaunt ansah: „Mach auf! Es ist Zeit, hörst, es läutet schon.“

„Nein“, antwortete er halblaut, mit abgewandtem Gesicht, „ich darf nicht.“ Sie trat einen Schritt vor: „Jetzt will ich einfach vorher hinüber!“ machte sie resolut, „tu' auf, Töni! Ich will nicht, daß mich alle die Bahnkondukteure und die fremden Maulaffen anschauen, als ob ich Hörner hätte, jetzt tu' einmal auf, sag' ich!“

„Nein“, machte er kurz, „es ist mir verboten.“

„Tu' doch nicht so dumm, Anni“, begütigte der Karlichäpp — „sprengt es denn so? Wirst etwa noch früh genug ins Himmelbett kommen.“

„Und jetzt will ich!“ schnörzte sie, schweraufatmend mit funkelnden Augen. „Aber Schatz“, sagte der Bräutigam, der Krämer — „hab' doch einen Augenblick Geduld, der Zug ist ja gleich vorüber, auf eine Minute kommt es nicht an.“

„Und ansehen werden dich die fremden Fögel auch dürfen“, keifte jetzt die Alte, „sie werden wohl manche wüßtere im Wagen haben.“ Etwas wie ein verkürrendes Donnern ließ sich vernehmen, in den Schienen war ein leises Summen und Surren und in den Weiden an der Bahnbiegung ein unheimliches Schnauben. Die Braut war brandrot geworden. Mit einemmale schoß sie auf die Barriere zu und riß aus Leibeskräften an der Schiebstange, sie gab nach, noch ein Ruck und der Weg war frei. Jetzt packte sie der Bahnwärter mit eiserner Faust am weißen Gewand und riß sie zurück, schlug aber selber an die Stange und taumelte über sie hinweg vorwärts — da schnob ein schwarzes, feuerspeiendes Ungeheuer vorbei, ein Donnern, ein gellender Pfiff und der unversehens herangebrauste Zug stand wie angeschraubt beim Wärterhäuschen. Am Bahnübergang aber gellte ein entsetzlicher Aufschrei in alle Himmel hinein. Dort kniete mit vorgestreckten Armen, die Anni, des Krämers Braut und sah mit Augen, in denen die Schrecken des jüngsten Tages flammten, auf das Bahngleise. Ein zersekter Leib lag auf den Schienen und das weiße Kleid der Braut war mit unzähligen blutroten Sternchen bespritzt. Bewußtlos brach sie zusammen. Jetzt eilten Kondukteure herbei, warfen Kleidungsstücke auf den toten Bahnwärter Töni und schafften ihn nach dem Wärterhäuschen. Der Hochzeitszug kehrte gegen den Steinkastenhof zurück. Ein Büblein, das mit der Peitsche in der Hand, den Hochzeitszug neben dem Weg erwartet hatte, blieb allein am Bahnübergang stehen und schaute mit verwunderten Augen auf den großen Strauß dunkelblauer Vergißmeinnicht, der mitten an der Schiebstange an einem Schnürchen hing. Die Hochzeiterin soll der plötzliche Schrecken wahnsinnig gemacht haben. Wenigstens blieb sie bis in ihr hohes Alter in der vergitterten Guckauskammer des Steinkastenhauses eingeschlossen und oft, wenn drüben am nahen Steinbach ein Zug durch die Weiden und Erlen rasste, horchten die Reisenden verwundert auf, vom Steinmattenhof her kam ein weinerliches Singen:

„Han am ene Ort es Blüemli g'seh,
Es Blüemli rot und wuß.
Säll Blüemli g'sehni nümme meh,
Drum tuet es mir im Härz so weh —
Ach, mir im Härz so weh. . . .“

Allerlei Regen.

Von Dr. Konrad Bretscher, Zürich.

Der gemeine Mann nahm die geschicht alsobald ununtersucht an, als ein unmittelbares Göttliches Wunder, welcher dem armen Volk auf gleiche weise Brod aus dem Himmel gegeben habe, wie ehemals dem Volk Israel in der Wüste.

Anfangs, da man gemeint, es wär nur an einem Ort, und läge zuhauffen, vermutheten einige, es wäre Frucht, die auf den Schüttenen und Speichern verborben, und deswegen ausgeschüttet worden; andere, die vernommen, es wäre etwas zerstreut, glaubten, es wäre Frucht über Feld geführt worden, da die Säcke Riß gehabt, oder ausgegangen, und also die Frucht gleichsam gesänet worden. Es sind noch einige Muhtmassungen ergangen, die weniger wahrrscheinlichkeit gehabt, under denen diese chymische ist, weil die